

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 1 (1897)

Artikel: Aus dem Leben Jacob Freys
Autor: Frey, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573346>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

leuchteten. Er wollte das Bäumchen, das ihm als ein wahres Wunder der Natur erschien, näher besichtigen und stieg in den Garten hinab. Lange stand er vor dem Zwerglein und immer wieder klang in seinen Ohren der Name Berena.

Da riß ihn der nämliche Namen aus seinen Träumereien. Fräulein Beerli hatte ihn ausgesprochen und Konrad, aufmerksam geworden, vernahm, wie sie die Magd aufforderte, eine Droschke zu holen, denn es sei Zeit an den Bahnhof zu fahren. Keinen Augenblick zauderte der Träumer, sondern eilte an das Fenster und rief:

„Lassen Sie nur, Jungfer Beerli, ich besorge Ihnen den Wagen!“ Er sprang die Treppe hinab und schritt spornstreichs nach dem nächsten Droschkenstand am Heimplatz. Und als er hier drei Fiaker fand, wußte er eine

Zeit lang nicht, welchen er wählen sollte, denn keiner dünkte ihn würdig genug, Fräulein Beerli und Berena zu fahren. Er entschied sich für den, vor den ein Schimmel gespannt war, denn das Pferd mit dem weißen Fell schien ihm am ehesten geeignet das junge Mädchen heimzuholen. Und er trieb den Kutscher an, als gelte es Tod und Leben. Als Jungfer Beerli mit eiferroten Bäcklein in die Droschke stieg, stand Konrad am Schlag. Er sah dem Gefährt nach, dann begab er sich in das Haus zurück. Die Thüre zu seinem alten Zimmer war geöffnet. Einen Augenblick blieb er stehen und warf einen scheuen Blick hinein. Er sah das blütenweiße Bett, da wurde er verlegen und eilte auf sein jetziges Zimmer, in dem es noch recht kahl aussah. Aber er stattete es mit Gefühlen aus und an diesen hatte er Ueberfluß.

(Fortsetzung folgt).

Aus dem Leben Jacob Freys.

Von Adolf Frey, Aarau.

Mit Porträt, Autograph und fünf Original-Illustrationen.



Jacob Frey

Nach dem einzig vorhandenen Bildnis des Dichters von Photogr. P. Dörs, Bern.

Jacob Frey wurde den 13. Mai 1824 im aargauischen Dorfe Gontenschwyl als der Sohn eines Kleinbauern geboren. Er durchlief die Dorfschule seines Heimatortes und die Bezirksschule zu Reinach, besuchte das Aarauer Gymnasium und studierte auf den Universi-

täten Tübingen, München und Zürich. Im Jahre 1852 übernahm er in Aarau die Redaktion des „Schweizerboten“ und begann sich am politischen Leben des Kantons zu beteiligen, zog sich aber bald gänzlich davon zurück, um alle freie Zeit dem poetischen Schaffen zu widmen. Es entstanden in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre eine Reihe seiner feinsten kleinen Erzählungen, darunter „Der Kinderfegen“. 1856 siedelte er nach Bern über, wo er die Redaktion der „Berner Zeitung“ übernahm und eine bedeutende Zahl von Erzählungen lieferte für das „Neue schweizerische Unterhaltungsblatt“; der historische Roman „Die Waise von Holligen“ entstand ebenfalls in jener Zeit und gehört zu diesen Beiträgen. 1861 verlegte er seinen Wohnsitz nach Basel und blieb dort bis in den Sommer 1865, zuerst als Redaktor der „Schweizerischen illustrierten Zeitung“ und des „Schweizerischen Volksnovellist“, dann als Mitarbeiter der letztgenannten Zeitschrift. In die drei folgenden Jahre seines Lebens fällt sein zweiter Aufenthalt in Bern; auch hier war er anfänglich mit der Redaktion einer Zeitschrift, „Die Schweiz“, beschäftigt. Dann verbrachte er eine Reihe von Jahren (1868 bis 1874) auf dem stillen Landenhof bei Aarau, ausschließlich der Ausführung seiner poetischen Entwürfe lebend, soweit ihn nicht Not und Krankheit, die beinahe unzertrennlichen Begleiter seines Lebens, daran hemmten. Das letzte Jahr, das ihm beschieden war, verlebte er als Redaktor des „Bund“ in Bern. Hier starb er den 30. Dezember 1875.



Das Geburtshaus Jacob Freys im Oberdorf zu Gontenschwil (Aargau).
Für „Die Schweiz“ gezeichnet von Otokar Kodym, Tägerwilen (1897).

Die Jahre 1863—1868 schildert der nachfolgende Abschnitt aus seiner Biographie, welche im fünften und letzten Bande seiner im Erscheinen begriffenen „Gesammelten Erzählungen“ veröffentlicht werden soll:

„Im Jahr 1863 befand sich Jacob Frey ohne feste Stellung und sicheres Einkommen in Basel. Damals trat die von Krüsi schon zwei Jahre vorher zum Verlag übernommene „Waise von Holligen“ in Buchform vor die Leserschaft, leider hinsichtlich Papier und Druck so mittelmäßig ausgestattet, daß der Dichter bedauerte, seinem Freunde Döffel gerade dieses Werk und nicht die gleichfalls 1863 herausgekommenen „Schweizerbilder“ gewidmet zu haben, die in zwei vom Verleger Sauerländer inarau hübsch ausgestatteten Bänden das Beste boten, was Frey im letzten halben Dezennium geschaffen hatte.

Mit der heimischen Kritik machte er diesmal nicht allenthalben die angenehmsten Erfahrungen, indem sich gegenüber seinen neuen Publikationen wiederum die Thatsache bestätigte, daß in unsern ziemlich kleinen Verhältnissen, wo Kunstbdinge so leicht dem Zufall anheimgegeben sind, wo kein Maßstab vor aller Augen sicht-

bar daliegt und keine geschlossene Gesellschaft von Gebildeten dem Kritiker auf die Finger kloft, der nächste beste, wenn auch vielleicht wohlmeinende Unverstand just in den ersten Blättern zu Gericht sitzt. Das kommt freilich alle Tage auch in größern Centren vor, findet aber durch die Haltung kunstliebender Kreise rascher eine Korrektur. Er schrieb am 17. Dezember 1863 an Döffel: „Es machte mir nicht bloß Spaß, sondern es ärgerte mich auch gelegentlich, da sich mir die Wahrnehmung auf-





Die „Baumschule“ bei Karau.
Hier wohnte Jacob Frey 1854—56.
Für „Die Schweiz“ gezeichnet von Ottokar Kodym, Tägerwilen.

drang, auf welcher Stufe sich die Kritik bei uns in der Schweiz noch befindet. Es ist da ein gespreiztes Gebaren, das offenbar noch nicht weiß, wo es hinaus will. So ventilieren z. B. die zwei durch die Bildung ihrer Redaktionen sonst vorweg berufenen Blätter, die „Schweiz“ (1858—1866) und der „Bund“, statt in medias res zu gehen, zwei allgemeine oder lieber zwei puerile Fragen, ohne natürlich zu einer Entscheidung zu kommen. Herr T. . . nörgelt die abgeschmackte Schulmeisterfrage über die Berechtigung der geschichtlichen Erzählung auf und bedenkt nicht, daß die Bezirksschulbänke für uns längst abgerutcht sind und G. . . hat im „Bund“ dieser Tage den alten Kohl von unberechtigter Nationalliteratur wieder aufgewärmt.“

Unter den schweizerischen Rezensenten, die sich in Sachen vernehmen ließen, war es eigentlich nur Friedrich von Tschudi, der den Wert von Freys Dichtungen erkannte. Mit Lob und Tadel herausrückend, sagte er unter anderm*): „. . . Dagegen liefert der Verfasser wahrhafte Meisterwerke, wo er, im wirklichen Hochgebirgsleben stehend, die vorhandenen sozialen Verhältnisse zur Grundlage nimmt, die Naturereignisse als Staffage und ihre Wechselwirkungen mit dem Menschenleben als Ausgangspunkt seiner Erzählungen aus der Heimat benützt. Hier ist er in seiner Heimat durch und durch, hier ist er auch im engbegrenzten Bilde großartig, hier kennt er Menschenart und Menschenherzen ganz, hier entfaltet sich die Seelenzeichnung zu bewundernswerter Kraft, hier gewinnt selbst der Stil eine tadellose Vollendung. Mehr romantischen Tones tritt mit diesen großen Vorzügen ‚Das Schwererbe‘ auf; psychologisch ist ‚Das Vaterhaus‘, ein Kabinetsstück; doch das vollendetste: ‚Der Alpenwald‘. Mit dieser Dorfgeschichte — um den nicht ganz zutreffenden Namen des literarischen Genres zu gebrauchen — steht Jakob Frey auf voll-

*) St. Galler Blätter, 1864, Nr. 39 der „Litt. Mitteilungen“.



Das „Fischergut“ bei Bern,
nunmehriger Besitz der Frau Weber (Bahnhof-
restaurant) in Bern.
Für „Die Schweiz“ aufgenommen von
Chr. Baumgartner in Bern.
Hier wohnte Jacob Frey von 1859—61.

kommen gleicher Höhe mit dem gefeiertsten Koryphäen dieser Richtung.“

Obgleich sie mit dem Lobe zurückhaltender umgingen, lauteten die ausländischen, d. h. deutschen Urteile günstig genug, rührten auch von Leuten her, deren Wort eher in die Wage fiel, als das der schweizerischen Kritiker. E. Höfer ließ sich in den „Hausblättern“, Robert Prutz im „deutschen Museum“ vernehmen.

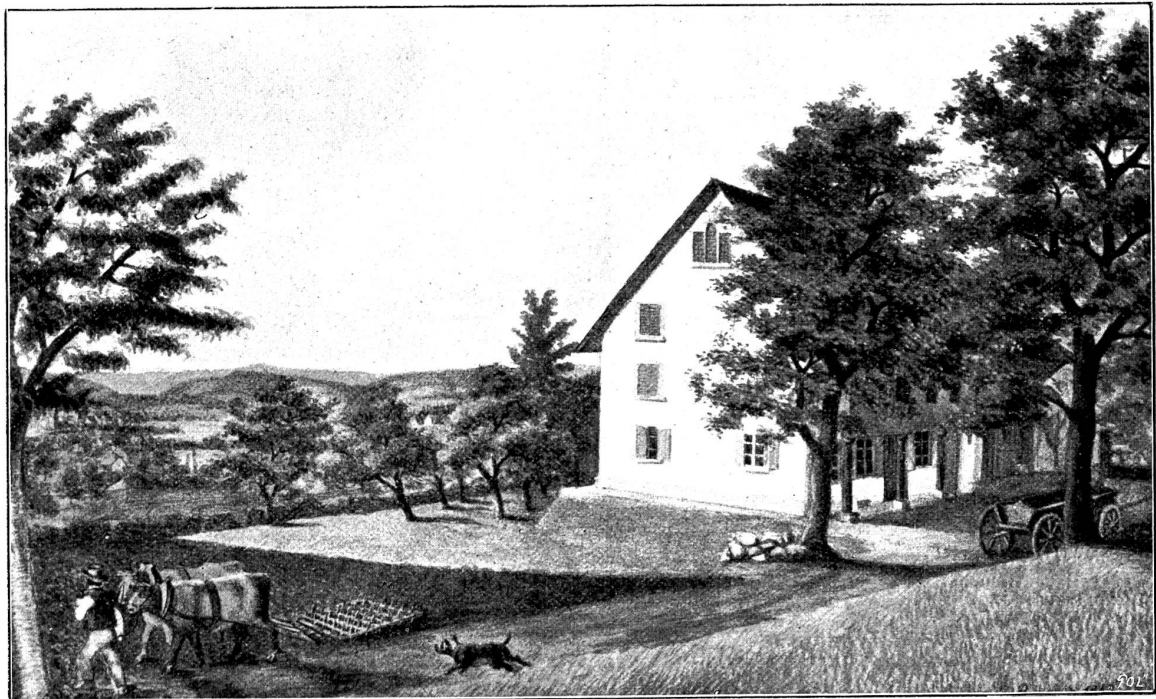
Als der Dichter sah, wie Tschudi und Prutz trotz aller Anerkennung in Einzellnem doch haarscharf auseinandergingen, wurde er völlig inne, was früher oder später jeder Schaffende erkennt, daß man weder durch Lob noch Tadel in irgend einer Weise wesentlich gefördert wird.

Uebrigens war er selbst sein strengster und einschüchtiester Richter. Er rief sich in Erinnerung zurück, wie die „Waise von Holligen“ trotz des stückweisen Er-

scheinens im schweizerischen Unterhaltungsblatt von deutschen Blättern nachgedruckt und sogar ins „Dänische verarbeitet“ worden war; jetzt, da sich der Beifall erneute, empfand er weniger Freude an diesem als ein Bedauern darüber, die Feile nicht an das Werk gelegt zu haben, „das unter zu bedenklichen Umständen entstand, als daß es dieser Feile oder vielmehr einer teilweisen Umarbeitung nicht sehr bedürftig gewesen wäre“. Und er konnte sich nicht enthalten, seine Bedenken in einem kurzen Nachwort teilweise niederzulegen, obwohl er gerade für diese seine Schöpfung eine gewisse Vorliebe empfand. Bei der Uebersendung der „Schweizerbilder“ an Döffel schrieb er, drei oder vier Stücke halte er für gut; „die andern mögen zusehen, wie sie sich als Zeugen menschlicher Schwachheit und Kinder schweizerischer Schriftstellerverhältnisse vor der größern Oeffentlichkeit, die ein Buch gegenüber einer Zeitschrift in Anspruch nimmt, verantworten und durchschlagen können“.

Wieder trat ihm der Gedanke nahe, die Schweiz zu verlassen und sein Heil in Deutschland zu suchen. Der Mangel an Verständnis, den die heimische Kritik seinen neuen Publikationen gegenüber bewiesen, und ihre Ohnmacht hatten ihn angewidert und ihm einen unerfreulichen Ausblick in die Zukunft eröffnet.

Wiederholtes Anfsinnen, das ihn an der Führung irgend einer Zeitschrift oder dergl. beteiligen wollte, lehnte er ab, voll Verlangen, die von den Ketten der Lohnarbeit wundgeriebenen Arme wieder einmal frei empor zu heben und zu würdigeren Werken zu brauchen, deren Stoffe er sich schon zurechtgelegt. Eine dieser geplanten Erzählungen sollte in den Urner Seitenthälern spielen, wohin er

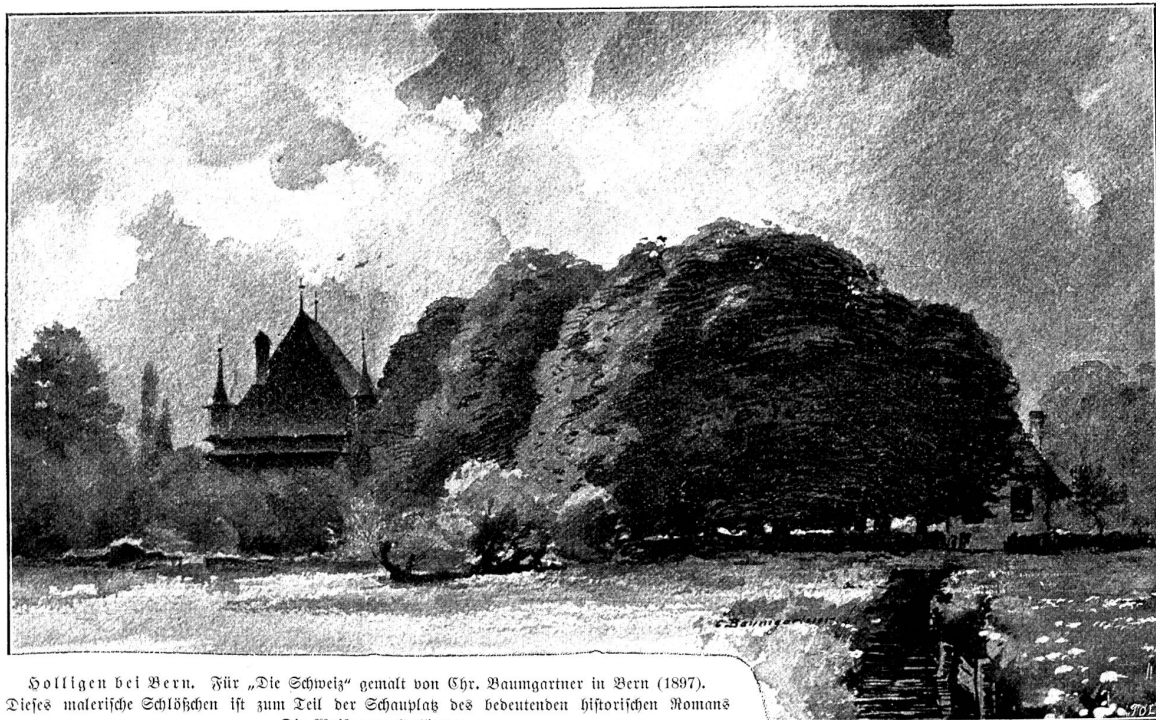


Der Landen Hof bei Suhr (Aargau). Nach einem Aquarell von † Jakob Brunner in Aarau (1848). — Hier wohnte Jakob Frey 1868—74.

Döffel, um das Lokal zu studieren, einen gemeinsamen Ausflug vorzuschlag. Möglicherweise handelte es sich um die 1864 im schweizerischen Unterhaltungsblatt erschienene Erzählung „Verbrechen in Gedanken“, als deren Scene er dann den Bündner Boden wählte, vielleicht gerade aus dem Grunde, weil aus dem geplanten Urner Reisen

nichts wurde. Mangel und Verstimmung mochten ihn davon abgehalten haben, wie von der Ausführung anderer größerer poetischer Entwürfe.

Er sehnte sich von Basel weg, das außerhalb der Mauern keinen Wald und innerhalb derselben kein litterarisches Leben besaß, außer ein rein wissenschaft-



Holligen bei Bern. Für „Die Schweiz“ gemalt von Chr. Baumgartner in Bern (1897). Dieses malerische Schloßchen ist zum Teil der Schauplatz des bedeutenden historischen Romans „Die Waise von Holligen“.

Lili, mein liebes Kind!

Ich bist glücklich u. ausgelassen zu dem letzten Gange,
den jeder Hauptgaboraus einmal, freies oder Käser,
antreten muß u. von dem auf die wir nach zu
und zu nicht lassen wißt. Es ist gewiss nicht die
für mich mit dieser Dunkelheit bedeckt, dieser
Nag nach dem ewigen Himmel; aber du wirst
weiter irren gehen, noch Straußeln auf ihm, denn
für dich ist es an wie ein klarer Himmelsmorgen
wofür man dem großen Licht, dem freundlichen,
Lichtes u. derjenigen, der dich mich gegeben u. um
wieder gewonnen, wird dir nach der besten Holländer
deiner Lügen Brandopfer wohl auch den
Professat bewahrt haben, als wir, denn ich
Eltern bei aller sorgungslos Liebe ab ja man
muß fühlen. Dieser Obhut bist du gewohnt an
vertraut!

So geht denn nun, du lieber Trost meiner Eltern
Jugend, du gewinnst doch Hoffnungsgeist meiner
Eltern Augen! denn auf in unerschöpfte Freude
schrinkt, bleibst du mich doch auf u. unerschöpfen.
Denn bist nicht für so wie vor dem Auge nicht
Geistes verstandlich, bis die Augen unerschöpf
Liebe nicht selbst befragen werden. Für mich
gibt es keine Trauer, kein Leid, ob wohl ich
von Linnen geht gefasste! —

Autograph von Jacob Frey.

liches. Es zog ihn mächtig wieder nach der Einsamkeit.
Er richtete seine Blicke nach der bei Leusenthal im Kan-
ton Aargau gelegenen und zu einer Wohnung zurecht-
gemachten Schlossruine Trostburg, an welcher er als
Schüler und auch später noch so manches Mal vorüber

gewandert war. Dabei wirkte die Erwägung mit, daß
von dieser Geisterburg aus, wie er sie nannte, Freund
Döffel drüber in Seon in einer Stunde zu erreichen
war und daß nach einem gehörigen Gedankenaustausch
der Heimweg durch Wald und Feld ein Segen wäre.

Freilich verhehlte er sich nicht, wie sehr der Ausführung eines solchen Wunsches die stofflichen Bedürfnisse eines Litteratenlebens entgegenstanden, die wenigstens die Nähe einer Stadt erforderten.

Doch es fügte sich, daß er weder auf die Trostburg gelangte, deren Saßen einer einst ein Minnesänger war, noch in irgend eine andere ländliche Abgeschiedenheit. Sondern er kam wiederum nach Bern und zwar als Redaktor jener „Schweiz“, die er vier Jahre früher links hatte liegen lassen, um sich an Krüsi und seine „Illustrierte Zeitung“ zu halten. Not und ewige Geldverlegenheiten steckten ihm ein Licht darüber auf, daß er als sogenannter freier Schriftsteller womöglich noch mehr Handwerksarbeit verrichten müsse, als auf einer halbwegs anständigen Redaktionsstube; und so war denn der Entschluß in ihm gereift, sich wieder nach etwas Derartigem umzusehen. Wie schon Jahre zuvor erstrebte er die Gründung einer neuen Zeitschrift, wo er nicht für die Sünden seiner schriftleitenden Vorgänger Buße zu thun und zu leiden gezwungen wäre. Allein die bezüglichen Unterhandlungen, so nahe sie mehrfach dem Abschluß schienen, führten zu keinem Ergebnis. Während er noch eine endgültige Antwort erwartete, öffnete sich ein neuer Ausblick, indem Haller, der Berner Verleger, sich mit dem Antrag nahte, die Redaktion der „Schweiz“ zu übernehmen, die seit 1861 in seinem Besitze war. Frey verhielt sich ablehnend; denn ein Journalist, ein Maler und ein Gymnasiallehrer hatten, nacheinander und nebeneinander, aber jeder ohne einen Begriff von den Bedürfnissen eines Unterhaltungsblattes, die „Schweiz“ in Grund und Boden hinein redigiert, so daß an ihr Aufkommen kaum mehr zu denken war. Von einer Fahrt nach Bern, wohin sich der Dichter begeben, um, da Haller nicht locker ließ, die Dinge in Augenschein zu nehmen, kehrte er in keiner rosenfarbenen Stimmung zurück, weil die Masse des untauglichen, von frühern Redaktoren angenommenen Materials seine schlimmsten Erwartungen übertraf.

Schließlich biß er doch in den sauern Apfel, nachdem sich die Hoffnung auf das Zustandekommen eines neuen Organs völlig verflüchtigt hatte und er sich der Erwägung nicht verschließen konnte, daß ihn die Leitung eines solchen an der Ausführung größerer Dichtungen hindern müßte, weil es während der ersten Jahre, bis es gehörig im Gange wäre, alle Arbeitskraft aufzehren würde. Bei einem Monatsgehalt von 150 Franken sollte er der „Schweiz“ die Bildertexte liefern und aus seiner Feder jährlich 6—8 Druckbogen Erzählungen bringen, den Bogen um ein Honorar von 80 Franken.

Vertragsgemäß gedachte er auch den 1. März 1865, denn mit diesem Tage begannen seine Pflichten, nach Bern überzusiedeln, kam aber erst im Juli hin, durch

mehrwöchentliche Krankheit, die ihn auch im vorhergehenden Jahre heimgesucht hatte, gelähmt und hintangehalten.

Sobald er Haller zugesagt, sah er sich nach Hilfe um und klopfte bei Gottfried Keller*), bei Alfred Hartmann, Karl Morel, Friedrich von Tschudi u. a. m. an, worauf neben Zusagen auch Glückwünsche für gutes Gelingen einliefen, wohl auch Anspielungen auf die Schwierigkeit des Unterfangens. Jene Versprechen, sich gelegentlich mit Beiträgen einzustellen, halfen freilich vorläufig nicht viel oder nichts und änderten nichts an dem betrüblichen Umstande, daß er an tauglichem Manuskript so arm war, wie eine Kirchenmaus.

Im großen Ganzen lagen die Sachen nicht schlimmer, als ein halbes Dezennium vorher bei der „Schweiz. Illustr. Zeitung“; allein er hatte jene frischen Hoffnungen, jenes gläubige Vertrauen eingebüßt, das ihm damals eine wohlthätige Binde um die Augen gelegt hatte. Er sah nichts vor sich als eine Kette nutzloser Mühen und fruchtloser Anstrengungen, und er fühlte es: seine Kräfte waren die alten nicht mehr. Wenige Wochen nach seiner Ankunft in Bern machte er seiner bitteren Stimmung in einem an Döffel gerichteten Briefe Luft: „Hätte ich meine kleine Habe in den ersten Wochen nach meiner Herkunft auf den Rücken packen können, wie die Schnecke ihr Haus, so wäre ich sicherlich um eine Station weiter gezogen oder dahin zurückgekehrt, von wannen ich gekommen war. Das Einzige, was mir bis jetzt wenigstens an Bern das Wünschenwerte und Erfrischende ist, sind die gesunde Luft und der Wald; auf den weitaus größten Teil meiner ehemaligen Bekannten gebe ich — Gott sei es geklagt — blutwenig mehr. Entweder habe ich mich in vier Jahren mächtig geändert, oder diese Leute sind — na, ich will noch abwarten.“ (19. August 1865.)

Erlahmten auch die meisten seiner redaktionellen Besserungsversuche vor den Wällen der durch die frühern Schriftleitungen aufgeschampten Makulatur in gebundener und ungebundener Rede, so setzte er doch alles dran, dem Blatte vom eignen Fleisch und Blut neues Leben zuzuführen. Noch in Basel begann er für dasselbe eine größere Erzählung, „die Tochter vom Oberbühl**“), feiner und eigener erfunden und sorgfältiger durch-

*) Dieser schrieb: „Geehrtester Herr und Freund! Ich habe auf Ihren freundlichen Wunsch meine Abschnitzelmappe durchsucht, finde aber schlechterdings nichts, als heilige „Trochäen“ aus den 50er Jahren, die sich allenfalls drucken ließen, während der Inhalt für gegenwärtige Zeitläufte und Lebensalter wiederum unpassend ist. Wenn Sie inzwischen etwas anderes an Versen aufgetrieben haben, so bitte ich, die Beilage wegzulegen, ich werde Ihnen dafür lieber etwas Schweizerisches für eines der künftigen Hefte zu liefern trachten. Wie geht es nun mit dem letzten Versuch der „Schweiz“? Freundschaftlich grüßend Ihr Gottfr. Keller.“ (Das Gedicht nannte Keller später „Untergehende Liebe“.)

***) Jetzt im III. Band der „Gesammelten Erzählungen.“

geführt als die Beiträge für die „Illustrierte Zeitung“ es waren; sie ist völlig ausgeglichen in allen Teilen, originell und doch von feiner Discretion, reich und einfach zugleich und von einer milden Heiterkeit überglänzt, so daß sie an eine Bilderfolge von Ludwig Richter erinnert. Darauf folgte „im Lande der Freiheit*“, worin er das Motiv der in Krüß's Blatt erschienenen Novelle „Zwei Verlobte“ wieder aufgriff und so meisterlich vertiefte, bereicherte und durchbildete, daß er wohl mit Recht diese Leistung neben seinen „Alpenwald“ stellte.

Die Geschichte der „Schweiz“ erfüllten sich rascher, als er in den trübsten Stunden befürchtet hatte. Obgleich er bald nach der Ankunft in Bern gewahrte, daß Haller lange nicht die vermuteten Mittel besaß, tröstete er sich mit dem Gedanken, daß dessen begüterter Vater, gleichfalls Buchhändler und Verleger, immer noch als Hilfe hinter dem Sohne stehe. Aber Ende 1865 ließ dieser die „Schweiz“ eingehen, d. h. er gab ihr den Namen „Alpenrosen“ und wandelte nun ganz die nämlichen Wege wie Krüß: er zog die Schriftleitung an sich, um den Redaktionsgehalt zu sparen, und da unter Freys Leitung der erhoffte Aufschwung nicht sofort eingetreten war, glaubte er das Blatt aus eigenen Kräften betreiben zu können, worin er sich gründlich täuschte.

Das dünne Tau war zerrissen, das den Dichter im Hafen hielt, und er trieb plötzlich wieder auf dem Meer der Not. Diese Wandlung der Dinge raubte ihm nicht nur das zwar sehr bescheidene, aber doch sichere Redaktionshonorar, sondern auch den Geldertrag für die Erzählungen, mit denen er ziemlich bestimmt den Bedarf der Zeitschrift zu decken gehofft hatte. Jetzt hieß es, auf den künstlerischen Ausbau dichterischer Pläne völlig verzichten und wieder nur würdelose Frohnarbeit verrichten.

An solcher fehlte es nicht. Frey hatte sich noch im Januar 1865, als er bereits die Führung der „Schweiz“ zugefagt, eine schwere Last aufgehalst, indem er sich verpflichtete, den Text für das große Prachtwerk „Das Schweizerland in Bild und Wort“ zu schreiben; Verlepsi hatte es gegründet, Krüß verlegte es, Karl Morel führte es bis zur 21. Lieferung, Frey bis zum Schluß. Ferner meldete sich Krüß jeden Augenblick mit allen möglichen Anliegen für den „Volksnovellist.“ Daneben erhoben trotz allem Vorhergegangenen die „Alpenrosen“ Ansprüche; aber Frey bedachte sie nur mit Wenigem und dies nur notgedrungen. Er sah den Tag kommen, wo auch diese Herrlichkeit zusammenbrach. Auch fühlte er kaum das Bedürfnis, das Unternehmen eines Mannes zu fördern, der ihn nach drei Vierteljahren aus einer Stellung entfernte, zu deren Uebernahme er ihn zu einer Zeit bewegen, wo er ungefähr wissen mußte, in welchen

Schuhen er stak, und der überdies damals (1. Dezember 1864) geschrieben hatte: „Sie thun besser, wenn Sie sich an ein bereits bestehendes Unternehmen anschließen, als wenn Sie ein neues Blatt gründen, dessen Chancen bei der enormen Konkurrenz doch immerhin etwas zweifelhaft wären, ganz abgesehen davon, daß mich der Selbsterhaltungstrieb natürlich auch zu einem hartnäckigsten Konkurrenten umwandeln würde. Viribus unitis ist auch hier mein Wahlspruch.“

Der Dichter fühlte sich in seinen Grundvesten erschüttert und zu richtigem Schaffen untauglich. Die Nachwehen mancher schweren Krankheit, der unausgesetzte Kampf mit der Not, die aufreibende Hezjagd unzulängender Arbeit, herbe Enttäuschungen, die Unmöglichkeit, das Beste auszureifen und zu gestalten, Kaltsinn und Blindheit der Kritik und endlich der jähe Zusammensturz der „Schweiz“ verstimmten ihn zeitweilig aufs tiefste. Wieder regte sich, leidenschaftlicher als je, die Sehnsucht nach ländlichem Aufenthalt. „Ich sehne mich nach Stille, nach verhältnismäßiger Abgeschiedenheit, aber zugleich nach einer Dauer, soweit diese im Wechsel meines Lebens ermöglicht werden kann.“ (7. Febr. 1866.) Eine unter günstigen Bedingungen angetragene Redaktionsstelle am Berner „Bund“ wies er von der Hand, „um die nächsten Jahre nicht wieder in journalistischer Publizistik zu begraben“. Als ihn Döffel einlud, vorläufig in sein Landhaus in Seon überzusiedeln, lehnte er das Anerbieten ab, teils aus Rücksicht auf den Unterricht seiner heranwachsenden Kinder, teils weil er wünschte, „durch eine neue Uebersiedelung auf einen möglichst festen und unbeweglichen Fleck dieser beweglichen Erde zu gelangen, wenigstens soweit es sich um den Wechsel des Wohnortes handeln könnte. Ich werde des Wanderns wirklich müde und fühle allmählich das Bedürfnis, doch etwas tiefere Wurzeln in eine gegebene Scholle zu treiben, als dies bisher geschehen konnte.“ Wie ruhebedürftig er sich zuweilen fühlte, beweist eine Aeußerung im nämlichen Briefe: „Ist mir's doch manchmal, statt auf der freundlichen Höhe von Seon lieber an einem ganz andern Orte eine neue Wohnung zu beziehen und zwar eine möglichst kleine und dauernde“.

Trüb und wehmütig klingt auch das Gedicht, das er seiner Frau am 3. März 1866 zur zwölften Wiederkehr des Hochzeitstages schenkte:

Zwölf Jahre! — Eine lange Spanne Zeit,
Und doch wie traumhaft ist sie hingeschwunden;
Wie oftmals lagen Lust und Leid im Streit —
Und beide sind nun doch vergang'ne Stunden.
Es kam wohl auch ein Lächeln holden Glücks
Dir freundlich auf die Lippen hergegangen,
Doch wied'rum sah ich, selber trüben Blicks,
Die Thränen dir in deinen Wimpern hangen.

*) Jetzt im IV. Band der „Gesammelten Erzählungen.“

Das ist des Lebens Los; ein jeder Tag
 Muß wechselnd wie die Welle steigen, sinken;
 Es muß ein jeder frische Herzensschlag
 Aus einer neuen Lebensquelle trinken.
 Wie könnten ohne Nacht das Morgenrot
 Wir stets mit neuerwachter Luft begrüßen?
 Zeigt uns doch erst der starre, dunkle Tod,
 Wie hell und warm des Lebens Bäche fließen.

Das folgende Jahr schlug ihm eine Wunde, die nie vernarbte: am 13. August 1867 starb sein Liebling, das zehnjährige Töchterchen Lili, ein liebes, liebenswürdiges Kind, blauäugig und blond, von anspruchsloser Fröhlichkeit und voll von Güte. Er faßte das Haupt der Entschlummerten in beide Hände und sagte erschüttert: „Ich beneide dich! Ich beneide dich!“ Für den Fall, daß der zwei Tage vergeblich gesuchte Geistliche nicht zum Leichengebete käme, hatte er sich einige Worte niedergeschrieben, die er an die Eingefargte zu richten gedachte.*)

Er suchte sich poetisch mit dem Schmerz zu versöhnen und das Bild des Kindes festzuhalten, nicht in Liedern, deren Gabe, wie er wohl wußte, ihm nur in beschränktem Maß verliehen war, sondern in einer aus betrachtenden und darstellenden Elementen gemischten Dichtung; sie sollte den Titel tragen: „Lili. Eine Friedhofs-Idylle“, und ihr Plan hat sich noch erhalten.

Wie ihm Not und Wirrsal des Lebens andere Intimitäten zu gestalten mißgönnten, so wenig erlaubten sie ihm, auch diese Schöpfung herauszuspinnen. Nur ein paar, sicher nicht in diesen Entwurf gehörende Strophen warf er flüchtig hin; die eine lautet:

Es wird dir doch sein lieb Gesicht
 Aus deiner Seele nie verwehn
 Und wie ein dämmernd Sternensicht
 Mit jedem Abend neu erstehn.

Freunde und Bekannte bedünkte es, er sei noch stiller und ernster geworden, wenn sie irgend mit ihm zusammentrafen oder wenn er unter den „Chuzen“ auftauchte, was nicht häufig geschah. Die litterarische Vereinigung nämlich, das „Hopfenkränzchen“, hatte sich schon vor Jahren, ungefähr zur Zeit, wo Frey nach Basel zog, den Namen „Chuzia“ gegeben. Es wollte ihm darin je länger desto weniger gefallen, weil langeher Gefellen obenauf schwammen, die weder etwas waren, noch etwas konnten, wohl aber die Frey von Grund aus verhaßte

Gesplogtheit des gegenseitigen Rühmens aufs unsäuberlichste praktizierten, wenigstens in Berner Blättern; denn weiter reichten freilich weder ihr Name noch ihre Federn. Es lebte übrigens damals in Bern eine ganze Anzahl von Berufsschriftstellern, die, meist ohne ausgiebiges Talent und ohne die Fähigkeit richtiger Produktion, weder zu ihrem, noch zum Vorteil der von ihnen betriebenen Sache sich ausschließlich mit litterarischen Arbeiten durchzubringen suchten, so gut und übel es eben gehen mochte. Da war der joviale Arthur Bitter, der mit fünfundzwanzig Jahren den kärglich besoldeten Posten eines Kanzlisten aufgegeben hatte und nun schon zwei Jahrzehnte vom noch kärglichem Erwerb eines Litteraten lebte; da war der gemütliche J. J. Romang, welcher die nach erschwerten und verzögerten Studien und allerlei Schicksalschlägen errungene Stelle eines Obergerichtsschreibers fahren ließ, um sich ausschließlich der Schriftstellerei zu widmen — drei Jahre, nachdem Gottfried Keller, unsterbliche Werke hinter sich und das Haupt voll herrlicher Entwürfe, sich dem Amte eines Staatschreibers bequemt hatte, um nicht an der Kunst sündigen zu müssen und um endlich der Not zu entinnen. Da war Robert Weber, gleichfalls ohne Amt und Stelle; er hatte das geistliche Gewand abgestreift und Freys Redaktionsstiz an der Berner Zeitung eingenommen, lebte nun aber, dieser ledig, auch wieder gleich dem Vogel auf dem Zweige.

Wie Frey schwebten alle diese Männer unaufhörlich in Sorgen, Nöten und Verlegenheiten, da sie keine Mittel besaßen, weswegen sie sich gegenseitig auch nicht unter die Arme zu greifen vermochten. Da war H. C. Ott vorsichtiger gewesen: er verharrte im Asyl seiner Stellung, so daß er seine Sachen in Ruhe schreiben konnte. Mit ihm und dem Holzschneider R. Burri verkehrte Frey häufig. Freilich überragte er sie alle an entschiedenem Können, an Fruchtbarkeit und künstlerischem Ernst.

Doch mußte er sich trotz aller Freundschaft sagen, daß er in Bern nichts mehr zu verlieren und noch weniger etwas zu gewinnen hatte. Schon nach dem jähen Thorschluß der „Schweiz“ wäre er gerne weiter gezogen, hätte er nur gewußt wohin: in Basel war es mit seinen Ausichten um kein Haar besser bestellt, nach Zürich fehlten ihm Anknüpfung und Verbindung. Er entschied sich 1868 endlich für Aarau.

*) Siehe das Facsimile S. 259.

